

NICHOLE CHASE



AMERICAN ROYALS

WER WIR AUCH SIND

ROMAN

digital

LYX

Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

Die Autorin
Impressum

NICHOLE CHASE

AMERICAN ROYALS

Wer wir auch sind

Roman

*Ins Deutsche übertragen
von Wiebke Pilz*



LYX

Zu diesem Buch

Maddison McGuire ist jung, engagiert – und schießt dabei gern mal über das Ziel hinaus. Doch als Maddie in Polizeigewahrsam genommen wird, weil sie Hundewelpen aus einer Tötungsstation befreien wollte, ist das Maß ihres Vaters – des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika – endgültig voll. Maddie muss Sozialstunden ableisten – ausgerechnet in der Wohltätigkeitsorganisation von Jake Simmon, dem Sohn der Vizepräsidentin. Früher hätte Maddie alles dafür gegeben in Jakes Nähe zu sein, doch zusammen auf Wahlkampfveranstaltungen und Staatsempfängen aufgewachsen haben sich ihre Leben in völlig verschiedene Richtungen entwickelt. Während Jake als perfekter Politikersonn den ihm vorbestimmten Karriereweg einschlug, wollte die rebellische Maddie immer weniger mit der Welt ihres Vaters zu tun haben. Je mehr Zeit sie allerdings miteinander verbringen, desto deutlicher spürt Maddie, dass Jake nicht mehr derselbe ist. Schwer verletzt von einem Kriegseinsatz zurückgekehrt sieht Jake vieles mittlerweile mit anderen Augen und muss sich eingestehen, dass sie mehr verbindet, als er zugeben wollte – auch wenn Maddie so tabu für ihn ist wie niemand sonst auf der Welt ...

*Für meinen Vater, der seinem Land aufopferungsvoll
gedient hat.*

*Für meine Familie und Freunde – damals und heute –,
die die Hilferufe erhört haben.*

Vielen Dank, dass ihr so viele Opfer gebracht habt.

1. KAPITEL

MADDIE

Eine halbe Flasche Wein, schlechte Planung und das unangebrachte Bedürfnis, die Welt zu retten: Das waren die Gründe, warum ich jetzt auf einem ungemütlichen Plastikstuhl in einem von kaltem Neonlicht erhellten Raum saß und mit Grauen meinen unausweichlichen Untergang erwartete. Jeden Moment würde die Pressesprecherin meines Vaters mit mürrischem Blick die Polizeiwache durch die schmutzige Eingangstür betreten, während ihr noch das Blut ihres letzten Opfers über das Kinn lief.

Ich wurde nicht enttäuscht. Sie rauschte herein wie ein schwarz-weißes Geschoss. Cruellas braune Augen musterten mich missbilligend, und mir war klar, dass ich richtig tief in der Scheiße saß. Sie hieß nicht wirklich Cruella, aber der Name hätte gut gepasst. Mit ihrem angsteinflößenden Blick und ihrer Vorliebe für schwarz-weiße Kleidung machte sie ihrer Cartoon-Version alle Ehre. Ihr richtiger Name war Reese Pang, und normalerweise ignorierte sie mich völlig – außer wenn mein Vater wütend war. So aufgebracht, wie ihre Augen loderten, musste er ihr eine Menge Munition mitgegeben haben. Ich versuchte mir einzureden, dass es hätte schlimmer kommen können, aber ich war mir ziemlich sicher, dass Reese mich am liebsten in einen der Regierungsbunker eingesperrt hätte.

Sie war die rechte Hand meines Vaters und damit die Einzige, der er die Aufgabe anvertraute, mich hier abzuholen. Schließlich konnte der Präsident der Vereinigten Staaten nicht einfach zur nächsten Polizeidienststelle schlendern und die Kautions für seine einundzwanzigjährige Tochter hinterlegen, ohne dass dies

am nächsten Morgen für interessante Schlagzeilen gesorgt hätte.

»Wollen wir die Plätze tauschen?« Ich sah den Polizisten neben mir an und zog eine Augenbraue hoch.

»Nicht mal, wenn Sie Bill Gates wären.« Der ältere Mann schüttelte den Kopf und betrachtete dann wieder die Papiere auf seinem Schreibtisch. »Diese Frau sieht aus, als wollte sie Hackfleisch aus Ihnen machen.«

»So ein Mist.« Ich schnitt eine Grimasse. Er hatte recht. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich gegen die unvermeidliche Standpauke zu wappnen.

Das Schlimmste daran war, dass ich sie vermutlich verdiente. Ich hatte mit guten Absichten gehandelt, aber vielleicht den falschen Weg gewählt. Dad drängte mich immer, nachhaltige Lösungen zu suchen, aber ich mochte schnelle Erfolge. Einen Gesetzesentwurf gegen Tierversuche einzureichen schien mir reine Zeitverschwendung, wenn ich stattdessen auch einfach im Labor einbrechen und die armen Tiere befreien konnte. Hätte ich doch nur so normale Eltern wie Phoebe, meine Zimmergenossin an der Uni.

Von ihrem Platz neben ihren Eltern aus gestikuliert Phoebe mit den Fingern in meine Richtung. Sie füllten am Tisch eines anderen Polizeibeamten Formulare aus. Ihre Mutter Maureen, die das von silbernen Strähnen durchzogene Haar zu einem langen Zopf geflochten hatte, lächelte, und ihr Vater Diego wirkte überhaupt nicht wütend, als er sich die Dreadlocks aus dem Gesicht strich.

Vielleicht war »normal« nicht das richtige Wort, um Phoebe und ihre Familie zu beschreiben. Meine Stiefmutter Abigail bezeichnete sie als Hippies, und ihr Ton ließ keinen Zweifel daran, dass sie nicht viel von ihnen hielt, aber ich liebte sie. Ich liebte jedes nicht normale, pflanzenliebende, vegane Detail, durch das sie sich von meiner Familie unterschied. Sie waren das absolute Gegenteil von allem, mit dem ich aufgewachsen war. Mit elf hatten sie Phoebe

von der Schule genommen und alle US-amerikanischen Staaten bereist. Sie hatten sich ehrenamtlich für Obdachlose engagiert, Tiere gepflegt und an jedem zweiten Wochenende gegen irgendetwas demonstriert. Das Einzige, was sie von den Blumenkindern unterschied, war der riesige Treuhandfonds und Diegos außerordentliches Talent für Investitionen.

Gequälte Versuchstiere zu befreien war für sie so etwas wie ein Familienausflug. Wenn sie wegen irgendetwas sauer waren, dann höchstens, weil wir sie nicht miteinbezogen hatten.

Im Gegensatz zu Phoebe war ich auf eine Privatschule gegangen, hatte eine Schuluniform getragen und sogar einen Kurs zum Thema Tischmanieren besucht. Mit zwölf hatte ich Ärger wegen eines unechten Tattoos bekommen. Ein aufgeklebtes Tattoo mit dem Namen meiner Lieblingsband hatte mich um Konzertkarten und einen Abend mit meinen Freunden gebracht. Natürlich hatte mich das nur darin bestärkt, mir ein echtes Tattoo stechen zu lassen.

Ein kleiner Vogel, der meine Mutter symbolisierte, zierte meine linke Schulter. Er gab mir das Gefühl, dass sie über mich wachte und immer bei mir war, obwohl sie schon so lange nicht mehr lebte. Außerdem war es eine schöne Gelegenheit, meinem Vater den Mittelfinger zu zeigen, der glaubte, Tattoos wären nur etwas für Kriminelle.

»Sind Sie der diensthabende Polizeibeamte?« Reese beäugte den Mann neben mir herablassend.

Er stand auf und rückte sich das Halfter zurecht.
»Jawohl, das bin ich, Ma'am.«

»Also.« Reese stellte ihre Tasche auf den Stuhl neben mir. »Wie können wir das Problem lösen?«

»Reese«, zischte ich. »Sie können nicht einfach Leute bestechen.«

»Ich besteche niemanden.« Sie ignorierte mich und richtete ihre Aufmerksamkeit auf den Polizeibeamten.

»Aber das hier darf nicht an die Medien durchsickern.«

»Wir können nicht so tun, als wäre das alles nicht passiert. Die Sache geht zu den Akten, und das Unternehmen wird Anklage erheben.«

Sein Blick begegnete kurz meinem, fast so, als wollte er sich entschuldigen. Diesen Blick bekam ich oft zu sehen, wenn der Spielzeugdrache meines Vaters ein wachsames Auge auf mich warf.

»Nein, wird es nicht.« Reese griff in ihre Tasche und zog eine Visitenkarte hervor. »Das ist die Nummer ihres Anwalts. Er hat zugestimmt, die Anklage fallen zu lassen.«

»Er war vor zwanzig Minuten hier.« Der Polizist blickte mit zusammengezogenen Augenbrauen auf die Karte hinunter.

»Und ich habe vor fünfzehn Minuten mit ihm gesprochen.« Reese klappte ihre Tasche zu. »Er war gerne bereit, von einer Klage abzusehen, wenn Madeline und ihre Freundin für den Schaden aufkommen.«

»Das hat er gesagt?« Ich sah Reese an. »Zu uns hat er gesagt, was wir getan haben, sei Unternehmensterrorismus, und jetzt will er einfach so die Anklage fallen lassen?«

Reese verzog die Lippen. »Ja, Madeline, nach einem kurzen Gespräch mit mir hat er sich dazu bereit erklärt.«

»Warum überrascht mich das nicht?« Ich verdrehte die Augen. »Wahrscheinlich haben Sie zuerst Feuer gespuckt.«

»Ich spucke niemanden an, mein Fräulein.« Ich hätte schwören können, dass Flammen in ihren Augen loderten, als sie mich ansah. »Ich breche auch nirgendwo ein, um auf armselige Art und Weise Aufmerksamkeit zu erregen. Und ich bin dankbar, wenn jemand mir wegen einer dämlichen Entscheidung den Arsch rettet.«

Ich sprang auf. »Hören Sie zu ...«

»Darf ich für einen Augenblick unterbrechen?« Phoebes Vater lächelte charmant, aber Reese bemerkte es gar nicht.

»Ich denke, Sie haben bereits genug angerichtet, Mr Roberts.« Sie drehte sich um und sah ihn an. »Sie haben Ihren schlechten Einfluss bereits unter Beweis gestellt.«

»Sie sind nicht die Erste, die mir das sagt.« Sein Lächeln wurde ein wenig schief. »Habe ich richtig gehört, dass das Unternehmen die Anklage fallen lassen würde, wenn die Mädchen für den Schaden aufkommen?«

»Ja, Mr Roberts, das stimmt.« Reese sah zu mir herüber. »Selbstverständlich hat Ihr Vater noch ein paar andere Ideen, wie Sie auch der Gemeinschaft etwas zurückgeben können.«

»Was immer sie tun muss, mache ich auch.« Phoebe kam herüber und stellte sich neben mich.

»Ich glaube, es wäre das Beste, wenn ihr zwei euch erst einmal aus dem Weg geht.« Reese rückte die Tasche auf ihrer Schulter zurecht.

»Sie haben nicht zu entscheiden, mit wem ich Zeit verbringe. Ich bin erwachsen, Reese.« Vor Wut verspannten sich meine Kiefermuskeln.

»Wenn Sie sich wie eine Erwachsene verhalten, werde ich Sie auch so behandeln.« Reese schob sich die Brille auf der Nase hoch.

»Was zur Hölle ...?« Ich ging einen Schritt auf die dünne Frau zu.

»Einen Moment.« Der Polizist hob eine Hand. »Die Anklage wird vielleicht fallen gelassen, aber ich muss trotzdem die Formulare ausfüllen. Diese Angelegenheit kommt in jedem Fall in ihre Akte, und dann ist die Staatsanwaltschaft am Zug.«

»Ich verstehe, wie wichtig die Formalitäten sind, Sir. Tun Sie, was notwendig ist, aber lassen Sie uns versuchen, den Vorfall von der Presse fernzuhalten, in Ordnung? Es darf nicht dazu kommen, dass irgendetwas durchsickert oder neugierige Reporter Hinweise erhalten.« Reese ließ mich nicht aus den Augen. »Ich kümmere mich um den Staatsanwalt, wenn es so weit kommt.«

»Wir streuen hier keine Gerüchte.« Der Polizeibeamte stemmte die Hände in die Hüften und starrte Reeses Rücken an. »Und ich finde es absolut unangebracht, das Gegenteil zu behaupten.«

»Sie können das finden, wie Sie wollen, lassen Sie nur nichts davon an die Öffentlichkeit dringen.« Reese drehte sich langsam um. »Ich würde ungern Ihre früheren Fälle untersuchen lassen müssen.«

»Wollen Sie mir drohen?« Seine Wangen röteten sich. Ich ließ den Kopf hängen und schloss die Augen. Das wurde ja immer besser. Zuerst sollte ich ein Unternehmensterrorist sein, dann dem Staatsanwalt vorgeführt werden, und jetzt verärgerte »meine Retterin« den Mann, der mir die Handschellen angelegt hatte. Wenn das so weiterging, würde ich noch lebenslänglich bekommen.

»Natürlich nicht. Ich weise lediglich darauf hin, dass Formalitäten manchmal mehr schaden als nützen.« Reese lächelte, und die Härchen auf meinen Armen stellten sich auf.

»Niemand will Ihnen drohen, Officer McCullough«, sagte ich. »Ms Reese hat eine verblüffende Art, die Dinge so auszudrücken, dass man sich auf den Schlips getreten fühlt. Das liegt wahrscheinlich daran, dass sie mit feuerspuckenden Drachen verwandt ist. Oder war es Hitler? Ich bin mir nicht sicher. Aber egal.« Ein anderer Officer lachte in sich hinein, und ich hob die Hände. »Ich bin froh, dass die Anklage fallen gelassen wurde und werde für den Schaden aufkommen, den wir verursacht haben. Und vielleicht können wir auch irgendwo Sozialstunden leisten, um Reue zu zeigen.«

Der ältere Mann rieb sich das Kinn und sah mich an. »Dieses Urteil würden Sie wahrscheinlich auch bekommen, wenn das vor Gericht ginge. Ohne Vorstrafen, kein Diebstahl und mit nur einem Bagatellschaden würde man

Ihnen wahrscheinlich nur einen Klaps auf die Finger verpassen.«

»Ich versichere Ihnen, dass Madeline Sozialstunden ableisten wird, und sie wird arbeiten, um ihrem Vater das Geld für den entstandenen Schaden zurückzuzahlen.« Reese lächelte, und ich kämpfte gegen den Brechreiz an. Wenn sie so zufrieden aussah, saß ich wirklich in der Patsche.

»Perfekt. Ich kenne ein örtliches Tierheim, in dem noch Ehrenamtliche benötigt werden.« Mrs Roberts legte je eine Hand auf meine und auf Phoebes Schulter. »Sozialstunden sind einfach wundervoll. Alle Kinder in ihrem Alter sollten dazu verpflichtet werden.«

»Mom, ich bin kein Kind mehr.« Phoebe stöhnte.

»Pst.« Ich stieß meine Freundin mit dem Ellbogen an und deutete mit dem Kopf auf den Polizisten. Er behielt uns die ganze Zeit im Auge. Wir sollten ihm also besser keinen Grund geben, seine Meinung zu ändern.

»In Ordnung ...«, fing er an.

»Ich befürchte, das wird nicht funktionieren. Ihr Vater hat andere Pläne für Ihre Sozialstunden, Maddie. Natürlich kann Phoebe gern ihre Stunden so verbringen, wie ihre Eltern es für richtig halten.«

»Was für Pläne?« Ich sah sie an und fühlte mich, als hätte mir jemand in den Bauch getreten.

»Du wirst für ein Projekt der Returning Combat Veteran Affairs arbeiten.«

»Wie bitte?« Schock beschrieb nicht einmal annähernd, was ich fühlte. Ich hatte keine Erfahrung mit derartiger Arbeit. »Dad will, dass ich für die RCVA arbeite? Warum das denn?«

»Jake kommt morgen nach Hause, und er organisiert eine Spendengala für das Programm.«

»Moment mal.« Ich hob die Hand. Das war ein schwerer Schlag. Jake hasste mich, und ich war auch nicht gerade sein größter Fan. Kein Wunder, dass Reese über meine

Strafe hochofregut war. Bei der Planung einer Benefizveranstaltung würde ich eine Vollkatastrophe sein und somit keine große Hilfe für Jake. Verwirrt konzentrierte ich mich auf das, was ich irgendwie verstanden hatte. »Jake ist schon in Washington? Und er organisiert eine Spendengala? Ist er nicht gerade erst aus Afghanistan zurückgekommen?«

»Er ist schon seit einer Weile zurück, und es ist ihm sehr ernst damit, seinen Kameraden zu helfen. Ein bemerkenswerter junger Mann. Ich bin sicher, dein Vater hofft, dass etwas davon auf dich abfärbt.« Reese sah wieder den Polizisten an, während ich ein Stöhnen unterdrückte. »Brauchen Sie sonst noch etwas, Officer? Es ist spät, und ich bin sicher, dass beide Mädchen ihren Eltern noch so einiges werden erklären müssen.«

»Äh, nein. Ich schätze, das war's«, sagte Officer McCullough mit einer Kombination aus Mitleid und Resignation. »Wenn ich noch weitere Fragen habe, weiß ich ja, wo ich Sie finde.«

»Das stimmt wohl.« Jeder kannte mein Zuhause. Es ist kaum zu übersehen. Riesig, weiß und davor patrouilliert das Militär.

Jemand brachte mir meinen Rucksack, und das war das Signal, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden. Draußen gab Phoebe mir ein Zeichen, dass sie mich anrufen würde, aber ich schüttelte den Kopf. Ich würde sie anrufen, sobald ich die Möglichkeit hatte, aber zuerst musste ich die Suppe auslöffeln, die ich mir eingebrockt hatte.

Reeses Absätze klapperten laut auf dem Asphalt, als wir zu ihrem Wagen gingen. Anstelle ihres winzigen Lexus-Sportwagens hatte sie sich eines der Zivilfahrzeuge des Weißen Hauses geliehen. Ein Mann im schwarzen Anzug saß hinter dem Steuer, und ich zuckte zusammen.

Tony war der Agent des Secret Service, der seit zwei Jahren für mich zuständig war. Er begleitete mich auf dem

Unigelände und wenn ich meine Wäsche machte, und er wusste, was ich im Lebensmittelladen einkaufte. Verdammt, wahrscheinlich kannte er sogar meine Lieblingstamponmarke. Er bewachte mich fast rund um die Uhr.

Aber heute Nacht war ich ihm entwischt. Er sah ziemlich sauer aus. »Steig ein, und setz die Kappe auf.«

Ich warf meine Tasche auf den Rücksitz, bevor ich auf die Ledersitze rutschte und mir die Red-Sox-Kappe nahm. Ich drehte meine Haare zu einem Knoten, stopfte sie unter die Baseballmütze und zog mir die Kappe tief ins Gesicht.

»Tut mir leid, Tony«, murmelte ich.

»Kannst du dir auch nur ansatzweise vorstellen, wie dämlich diese Aktion war?« Er drehte sich auf seinem Sitz zu mir herum. »Du hättest verletzt werden können! Man könnte mich feuern. Du musst aufhören, dich wie ein leichtsinniges Kind zu verhalten.«

»Morgen werden diese Hunde alle getötet.« Ich setzte mich auf. »Sie werden einfach eingeschläfert, nur weil sie über drei Jahre alt sind. Sie haben sie gefoltert, und jetzt bringen sie sie um und plündern ihre Organe für die Wissenschaft.«

»Das verstehe ich ja, Maddie, aber du kannst dich trotzdem nicht so verhalten.« Seine dunklen Augen blickten sanfter. »Ich weiß ja, wie viel dir das bedeutet, und das weißt du. Aber es muss einen besseren Weg geben.«

Ich lehnte mich zurück und sah auf meine Füße. »Es tut mir leid, dass ich dich übergangen habe.«

»Ich weiß.« Er legte den Rückwärtsgang ein und fuhr aus der Parklücke. »Du kannst ja schlecht deinen Bodyguard zu einem Einbruch mitschleppen.«

Da musste ich lachen.

»Agent Vasquez mag sich über die Situation lustig machen, aber ich versichere Ihnen, dass dies eine sehr ernste Angelegenheit ist.« Reese drehte sich auf ihrem Sitz herum und sah mich an. »Haben Sie nicht eine Sekunde

auch mal an Ihren Vater gedacht? Wie das seine Karriere beeinflussen könnte, und wie viel zusätzlichen Stress es für ihn bedeutet?«

»Ach, Reese.« Ich sank auf meinem Sitz in mich zusammen.

»Ernsthaft, Madeline. Sie können sich so etwas nicht erlauben. Sie sind nicht Phoebe. Sie sind die Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Sie müssen auf Ihr Image achten.«

»Mein Image ist mir scheißegal.« Ich schüttelte den Kopf und setzte mich unwillkürlich wieder auf. »Aber mir ist überhaupt nicht scheißegal, wie unmenschlich und grausam heutzutage unsere Kultur ist. Die meisten Leute schauen weg, weil sie nicht wissen wollen, woher ihr Lieblingslippenstift kommt. Entschuldigung, dass es mir etwas ausmacht, dass er an Kaninchen und Hunden getestet wurde, bevor er im Regal eines Kaufhauses landet.«

»Es sollte Ihnen wichtig sein, wie viel harte Arbeit Ihr Vater in dieses Land investiert. Er hat die Arbeitslosenzahlen um zehn Prozent gesenkt und die medizinische Versorgung der Streitkräfte verbessert. Ganz zu schweigen davon, dass er uns aus einer schlimmen Wirtschaftskrise herausgeführt hat. Er kämpft darum, die Verhältnisse in diesem Land zu verbessern, und Sie untergraben alles, was er getan hat!« Reese drehte sich wieder nach vorn, als wir auf die Straße fuhren. »Wenn Sie etwas verbocken, spielt das seinen politischen Gegnern in die Hände. Im Moment sind seine Umfragewerte grenzwertig, da kann er sich keine Schwachstellen erlauben. Wenn das neue Veteranengesetz scheitert, ist das Ihre Schuld.«

Ich schloss die Augen und ließ den Kopf gegen die Kopfstütze sinken. Wenn sie es so darstellte, fühlte ich mich schlecht. Aber ich hatte nicht darum gebeten, die Tochter des Präsidenten zu sein. Niemand hatte mich gefragt, ob

ich wollte, dass er sich zur Wahl stellte. Hatte er großartige Dinge erreicht? Verdammt, ja, und zwar mehr als die meisten Leute in ihrem Leben vollbrachten. Aber gleichzeitig hatte ich meinen Dad auf so viele Arten verloren. Seine Haare waren jetzt komplett grau, und er sah ständig müde aus. Unsere wenige gemeinsame Zeit verbrachten wir meistens nur in Limousinen auf dem Weg zu einer Veranstaltung, bei kurzen Telefongesprächen oder umgeben von Würdenträgern und Angestellten.

Und auch Abigail und mein Stiefbruder Bran kämpften um ihre gemeinsame Zeit mit ihm. Ich konnte ihnen das keineswegs verübeln, aber ich vermisste einfach unsere Angelausflüge und Wanderungen.

Ich vermisste es, normal zu sein.

»Wartet Dad auf mich?« Ich bemühte mich um eine ruhige Stimme, aber ich wollte unbedingt mit ihm sprechen und ihm alles von Angesicht zu Angesicht erklären. »Er ist um fünf zu einem Treffen und einer Veranstaltung an der Westküste aufgebrochen.« Reeses Gesicht wurde vom Bildschirm ihres Blackberrys erleuchtet. »Er will Sie morgen früh anrufen.«

»Und meine Stiefmutter?« Ich seufzte. Der Gedanke, ihre enttäuschten und missbilligenden Blicke ertragen zu müssen, war deprimierend.

»Sie ist in Uganda.«

»Stimmt. Die Tafel.«

»Genau. Es läuft hervorragend dort.«

Natürlich. Meine Stiefmutter scheiterte nie. »Und Jake ist zurück?« Ich versuchte, so neutral wie möglich zu klingen. Sie musste ja nicht wissen, wie sehr mich der Gedanke aus der Bahn warf, mit ihm arbeiten zu müssen.

»Er kommt gut mit seiner Prothese zurecht, und seine Mutter sagt, er könne es nicht erwarten, endlich loszulegen.«

Ich sah aus dem Fenster und unterdrückte ein Schnauben. »Das überrascht mich nicht.«

Natürlich war der großartige und wunderbare Jake Simmon wieder auf den Beinen und bereit, wie ein braver kleiner Junge die Befehle seiner Mutter auszuführen. Wenn Mami ihn bat zu springen, sprang er.

»Was?«, murmelte Reese, während sie durch ihre To-do-Liste scrollte. Nachdem sie ihren Teil gesagt hatte, hatte sie mich bereits aus ihren Gedanken gestrichen.

»Nichts.« Aber selbst der perfekte Jake Simmon brauchte ab und zu eine Pause. Er war seit höchstens einem Jahr zurück in den Staaten. Der Typ war kein Roboter, und trotzdem schien ihn nichts aufzuhalten.

Seine Mutter sollte ihn nicht so sehr unter Druck setzen, auch wenn er so tat, als wäre alles in Ordnung. Sie sollte darauf bestehen, dass er sich ein Hobby zulegte oder Urlaub nahm. Aber sie stand kurz vor einem schwierigen Präsidentschaftswahlkampf. Ich war die meiste Zeit meines Lebens in die Politik involviert gewesen, daher verstand ich, dass es vorteilhaft für sie sein würde, die Kriegsverletzung ihres Sohnes demonstrativ wie eine Fahne vor sich herzutragen.

Ich war mir nicht sicher, was mir mehr missfiel: dass seine Mutter ihn auf diese Art instrumentalisierte, oder dass ich ihre Gründe dafür verstand. Wenn man in Washington lebte, musste man lernen, die Lügen und Manipulationen hinter den Kulissen zu durchschauen.

Ich schloss die Augen und lehnte den Kopf an das kühle Fenster. Ja. Ich vermisste es sehr, normal zu sein.

2. KAPITEL

JAKE

»Alles in Ordnung?«

Ich blickte den Idioten an, der mir gegenüber saß. »Halt die Klappe, Martin.«

Als der Hubschrauber mit dem Landeanflug begann, konzentrierte ich mich auf die leeren Sitze schräg gegenüber von mir. Das gleichmäßige Wummern der Rotorblätter ließ meine Zähne klappern und mein Herz schneller schlagen. Der Schwachkopf neben mir sagte etwas, aber ich hatte keine Ahnung, was. Ich nickte und hoffte, dass er einfach die Schnauze halten und mich in Ruhe lassen würde. Ich kannte Martin seit Jahren und hatte ihn nie wirklich gemocht, aber jetzt hätte ich ihm am liebsten die Fresse poliert. Ich wollte allein sein.

Und überall auf der Welt, nur nicht in diesem Hubschrauber.

Niemand würde auf uns schießen. Es gab keine Sprengsätze am Flughafen von Washington. Ich hatte keinen Grund, mir solche Sorgen zu machen, und trotzdem ging mir bei der Landung der Arsch auf Grundeis. Als der Hubschrauber aufsetzte, konzentrierte ich mich auf meine Atmung. Bei dem leichten Rucken verschüttete mein Begleiter ein wenig von seinem Kaffee.

»Verdammt.« Der junge Kollege wischte ein paar Tropfen weg und sah den Piloten an. »Komm schon Charles. Nächstes Mal warnst du uns bitte vor.«

»Tut mir leid, Martin. Ich weiß ja, wie sehr du deinen Kaffee liebst.« Der Pilot betätigte ein paar Hebel, und die Rotorblätter wurden langsamer. »Der Wind hat in der letzten Stunde zugenommen.«

Jemand rannte zum Hubschrauber und öffnete die Tür. Martin stieg in gebückter Haltung aus und wartete direkt vor der Tür auf mich.

Ich griff nach dem Gehstock, schob mich über die Sitze und war mir extrem bewusst, wie meine Beinprothese über den Boden kratzte.

»Alles in Ordnung, Captain?«, fragte Charles mit ruhiger Stimme und sah mich über die Schulter hinweg an.

»Mir geht's gut.« Bei einem Blick auf sein Gesicht stellte ich erleichtert fest, dass kein Mitleid in seinen Augen lag. Charles war Air-Force-Pilot und verstand mehr als die meisten anderen Leute. Ich hatte das unausgesprochene Bedürfnis, keine Schwäche zu zeigen und mich so normal wie möglich zu fühlen.

Als meine Mutter nach mir geschickt hatte, hatte ich nicht mit einem Hubschrauber gerechnet. Nicht nachdem, was ich bei meinem letzten Hubschrauberflug durchmachen musste. Aber offensichtlich überwog der Nutzen ihre Rücksicht auf meine Gefühle.

Ich hatte ihr nicht gesagt, dass es mir schwerfiel, in einem Hubschrauber zu sitzen. Diese Möglichkeit existierte gar nicht. Die Simmon-Familie zeigte keine Schwäche. Wir waren eine starke Familie voller Kriegsveteranen. Es ging niemanden etwas an, dass ich Fliegen mittlerweile hasste und dass ich meine Füße – beziehungsweise meinen Fuß – nie wieder vom Boden lösen wollte.

Aber nein, das würde ich niemals zugeben – schon gar nicht meiner Mutter gegenüber. Ich hatte einen Absturz überlebt, meine Freunde aus dem Wrack gezogen und mein Bein verloren. Ich konnte mit einem Hubschrauberflug umgehen. Selbst wenn ich dadurch die blutigen Szenen noch einmal durchlebte und ich bei der Erinnerung keine Luft bekam und mein Magen rebellierte.

»Brauchst du Hilfe?« Martin steckte den Kopf zur Hubschraubertür hinein, und ich unterdrückte das starke Bedürfnis, ihn zu schlagen.

»Nein«, blaffte ich schroff, bevor ich darüber nachdenken konnte.

Martin runzelte die Stirn, machte mir aber Platz.

In den letzten zwei Stunden hatten Stahlfesseln meinen Brustkorb eingeschnürt, doch als ich nun ausstieg, verschwanden sie auf wundersame Weise. Ich atmete tief ein und genoss den Duft von Rosen und Jasmin, der das riesige Gebäude umgab.

Ich nickte Martin zu, um meine Reaktion auf seine Hilfsbereitschaft abzumildern. Nur weil ich den Scheißkerl hasste, gab mir das noch lange nicht das Recht, ihm den Kopf abzureißen.

Er sah aus, als wollte er etwas sagen, überlegte es sich dann aber anders. Vielleicht befürchtete er, ich könnte ausrasten.

Ich hasste das. Ich hasste es, wie die Leute jedes Wort auf die Goldwaage legten, bevor sie es mir gegenüber aussprachen. Und wenn ich sie wie eben anblaffte, machte es die Sache nicht gerade besser.

»Tut mir leid, Martin. Es war ein langer Tag voller Interviews und Termine.« Mithilfe meines Stocks ging ich in Richtung der schwarzen Autos, die bei den Hangars in einer Reihe standen. »Ich hatte vergessen, wie sehr ich all das hasse.«

Martin schnaubte. »Alles für den guten Zweck.«

»Ja.« Darüber würde ich jetzt nicht weiter nachdenken. Ich hatte ernsthafte Zweifel daran, dass es irgendetwas verändern würde, wenn ich mich vor Kameras präsentierte. Es hatte eine Zeit gegeben, in der ich überzeugt davon gewesen war, meine Pflicht zu erfüllen und den Menschen wirklich zu helfen, indem ich ihre Stimme für meine Mutter warb.

Aber jetzt war ich mir da nicht mehr so sicher.

Die Autofahrt war kurz. Eine Eskorte half uns, schneller durch verstopfte Straßen und über rote Ampeln zu kommen. Ich bemühte mich, nicht auf meinem Sitz

herumzuzappeln, als wir eine Gruppe passierten, die unseren Wagen verärgert musterte. Wagenkolonnen und Eskorten waren ein normales Bild in Washington, aber das hieß nicht, dass die Leute sich nicht trotzdem aufregten.

Als wir vor dem Westflügel des Weißen Hauses vorfuhren, holte ich tief Luft, bevor ich aus dem Auto stieg.

»Jake!« Ari kam durch die Flügeltür geschossen und rannte in Höchstgeschwindigkeit auf mich zu.

Ich wappnete mich mit dem gesunden Bein für die unvermeidliche gesprungene Umarmung und musste unwillkürlich lächeln.

»Arizona!«, rief meine Mutter ihr nach, und meine jüngste Schwester kam schlitternd zum Stehen. »Renn ihn in Gottes Namen nicht um.«

Die Wärme, die sich in meiner Brust ausgebreitet hatte, verwandelte sich augenblicklich in Eis. Ari wurde langsamer und sah mit großen Augen zu mir auf. Sie strich sich die erdbeerblonden Locken aus den Augen und sah mich vorsichtig an.

»Schon in Ordnung, Ari. Mir geht's gut.« Ich hielt ihr meinen Arm hin, und sie drückte sich an meine Seite.

»Ich habe dich vermisst«, flüsterte sie, presste den Kopf an meine Rippen und umklammerte mich fest an der Taille.

»Ich hab dich auch vermisst, Monster.« Ich drückte sie mit dem freien Arm.

»Ich bin jetzt dreizehn. Du kannst mich nicht mehr Monster nennen.« Sie grummelte, ließ mich aber nicht los.

»Ach, und ich dachte, die Definition für ein dreizehnjähriges Mädchen wäre Monster.« Ich zerzauste ihr die Haare und lachte leise, als sie nach meinen Händen schlug.

»Halt die Klappe.« Sie starrte mich zum Spaß finster an, und ein Teil von mir entspannte sich ein wenig.

Wenigstens sie hatte sich nicht verändert. Nicht viel. Sie war auf jeden Fall größer als nach meinem ersten Einsatz.

»Ich bin übrigens angepisst.« Sie trat einen Schritt von mir zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Arizona!«, schalt meine Mutter, und ich musterte die Vizepräsidentin Virginia Simmon, während sie auf uns zukam. Die Lichter des Hauses ließen ihr rotes Haar glänzen. Ein Fotograf begleitete sie, und als er Fotos von uns schoss, biss ich die Zähne zusammen.

»Warum bist du sauer auf mich?« Ich runzelte die Stirn und konzentrierte mich auf alles andere, nur nicht den Fotografen. Und seit wann sagte sie *angepisst*?

»Seit du wieder da bist, habe ich dich erst einmal gesehen. *Einmal*, Jake! Wo hast du gesteckt?«

»Tut mir leid, Monster.« Ich ließ die Schultern hängen. »Ich wäre auch lieber bei dir gewesen.«

»Lass ihn in Ruhe.« Meine Mutter legte Ari die Hände auf die Schultern und lächelte mich an. Sie versuchte gar nicht erst, mich zu umarmen, sondern musterte mich stattdessen kritisch. »Gut siehst du aus.«

»Danke.« Ich ging in Richtung der Türen. Ich würde nicht dastehen und ihre Inspektion über mich ergehen lassen. Mir reichte es, wenn ich mich beim Arzt der obligatorischen psychologischen Beurteilung stellen musste.

»Warte, wir brauchen noch ein paar mehr Fotos.« Meine Mutter zog mich zurück an ihre Seite. Ihr Lächeln sah so echt aus, dass es mich krank machte. »Das war's. Roger, achte bitte darauf, dass der Gehstock auf den Bildern zu sehen ist.«

»Mom!« Ari drehte sich empört zu unserer Mutter um.

»Sei still, junge Dame. Diese Fotos sind wichtig.« Ihre Miene blieb bei jedem Wort unverändert freundlich. »Nun, Jake, komm bitte noch etwas näher. Hast du Hunger?« Mom ging im Gleichschritt neben mir her, ihren Arm noch immer um Aris Schultern gelegt.

»Wir haben vor dem Abflug gegessen.« Während wir den überdachten Weg entlanggingen, sah ich sie nicht an.

Ein Marine stand stramm, und mein Magen zog sich zusammen. Für einen Moment sah er aus wie mein Freund Grange, aber ich blendete den Gedanken schnell aus.

Stuart Grange war tot. Er war noch vor dem Absturz des Blackhawks gestorben. Ich konnte mich noch an sein Grunzen erinnern, als die Kugel in seinen Magen eingeschlagen war. Meine Sicht verschwamm für einen Moment, und ich musste darum kämpfen, dass mich die Erinnerungen nicht überwältigten. Nach dem langen Tag mit dem verdamnten Hubschrauberflug als Abschluss war das einfach zu viel.

Ari schien meine Gedanken zu errahnen, denn sie riss sich von unserer Mutter los und ergriff meine Hand.

»Was könnte wichtiger sein, als mit mir abzuhängen?« Sie schenkte mir ein kleines Lächeln. »Ich habe dich seit deiner Rückkehr kaum gesehen.«

»Du weißt doch, dass er am Veteranengesetz arbeitet.« Nachdem wir das Haus betreten hatten, schob sich Mom an uns vorbei und ging auf ihren Assistenten zu. »Wie ist das letzte Interview gelaufen? Rolfe kann sehr anstrengend sein.«

»Es lief ganz ok.« Ich zuckte mit den Schultern. In Wahrheit war Rolfe gar nicht schlecht gewesen. Anstatt des aufgesetzten Mitgefühls und der traurigen Blicke der anderen, hatte ich seine direkten Fragen genossen.

»Das ist gut. Glaubst du, er wird positiv berichten?« Moms Augen bekamen einen durchtriebenen Ausdruck. »Bei ihm weiß man nie.«

»Am Ende des Interviews hat er ihm die Hand geschüttelt, Ma'am«, sagte Martin.

»Das ist ein vielversprechendes Zeichen.« Mom drehte sich auf dem Absatz um und ging in Richtung ihres Büros. Sie hatte eigene Räumlichkeiten im Weißen Haus, aber sie war nur manchmal hier. Tatsächlich hielt sie sich selten lange dort auf, wo auch der Präsident war. Das mochte der gegenseitigen Abneigung geschuldet sein oder der

Notwendigkeit, die beiden wichtigsten Persönlichkeiten des Landes für den Fall einer Katastrophe getrennt voneinander unterzubringen.

»Warum hast du mich heute Abend herzitiert?« Ich schaute den Flur entlang und hoffte, mein Vater wäre auch hier. Ein weiteres aufrichtig fröhliches Gesicht wäre ein willkommener Anblick. Genauso wie ein Bett in einem Zimmer mit lichtundurchlässigen Vorhängen.

»Mh.« Meine Mutter blieb wie angewurzelt stehen, drehte sich um und sah mich an. Sie hatte immer noch diesen harten Ausdruck und spitzte die Lippen. »Ich möchte dir einen Vorschlag unterbreiten.«

»Das verheißt nichts Gutes.« Ari zog eine Augenbraue hoch. »An deiner Stelle würde ich mir Sorgen machen.«

»Hast du deine Hausaufgaben fertig?« Mom richtete ihre Aufmerksamkeit auf ihre Tochter. »Ich musste letzte Woche mit deinem Mathelehrer sprechen. Das möchte ich nicht noch einmal erleben.«

»Alles erledigt.« Ari reckte das Kinn wie eine Miniversion von Mom.

»Gut. Dann lass dich von deiner Crew nach Hause bringen.«

»Aber Jake ist gerade erst angekommen!« Ari verschränkte die Arme vor der Brust. »Er ist auch mein Bruder, weißt du. Ich würde ihn gern mehr als nur fünf Minuten sehen, bevor du ihn wieder zu irgendeinem Auftrag schickst.«

Wenn sie beide auf stur schalteten, war es, als würde man versuchen, die Rocky Mountains zu versetzen. Weil mir die wachsende Anspannung in dem beengten Flur nicht gefiel, trat ich näher zu Mom und lächelte Ari an.

»Wenn ich fertig bin, können wir *Doctor Who* weiterschauen, bevor du schlafen gehst«, schlug ich mit erhobenen Augenbrauen vor.

»Puh. Wir hinken so hinterher, und die neue Staffel fängt bald an. Ich schaue mal, ob wir in Brans Zimmer

gucken können.« Sie zeigte mit dem Finger auf mich.
»Beeil dich! Und lass dich von ihr nicht zu irgendwas Lächerlichem überreden.«

»Also wirklich, Arizona. Du bittest ja geradezu darum, deine Privilegien zu verlieren.« Mom stemmte die Hand in die Hüfte, sah aber nicht verärgert aus. In Wahrheit gefiel ihr Aris draufgängerische Art. Mom sagte, dass sie eines Tages eine gute Politikerin abgeben würde, wohingegen Dad behauptete, dass es eine gute Befehlshaberin aus ihr machen würde.

»Na gut.« Sie verdrehte die Augen, bevor sie mir mit Gesten zu verstehen gab, dass sie mich beobachtete.

»Schon gut, geh schon.« Ich sah ihr nach, als sie davonstolzierte. »Und guck mal, ob du mir ein Rootbeer organisieren kannst.«

»Mach ich!« Mit schnellen Schritten verschwand sie um eine Ecke in Richtung des Innersten des Weißen Hauses.

»Bereit?« Mom sah mich nachdenklich an. »Bringen wir es hinter uns.« Sie öffnete die Tür zum Blue Room, in dem sich das offizielle Büro des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten befand. Ich setzte mich auf ein niedriges Sofa und schob einige der fransenbesetzten Kissen aus dem Weg.

»Ich möchte deine Arbeit mit der RCVA ausweiten.« Mom lehnte sich an ihren Tisch und verschränkte die Arme vor der Brust. »Diese Arbeit symbolisiert unsere Kernaussage. Sie soll den Menschen zeigen, dass wir ihre Opfer respektieren und uns um sie kümmern.«

»Ich glaube, das wissen sie.« Ich massierte mir die Nasenwurzel.

»Ich will, dass sie es nicht nur wissen, sondern glauben.« Ihre Stimme nahm einen strengen Ton an. »Weil wir es ernst meinen.«

»Und inwiefern willst du meine Arbeit noch ausweiten?« Ich veränderte meine Position auf der unbequemen Couch.
»Letzte Woche habe ich zwölf Interviews gegeben und bin mit fünf Senatoren essen gegangen. Ich habe die letzten

»Madeline McGuire, ich bin kein perfekter Mann, aber ich verspreche dir, jeden einzelnen Tag nach Perfektion zu streben. Ich verspreche dir, dich jeden einzelnen Tag zu lieben. Ich verspreche dir, immer mein Bestes für dich zu geben. Ich werde mit allen Hunden spazieren gehen, die du aus dem Tierheim holst, und alle Kätzchen mit der Flasche aufziehen, die du mit nach Hause bringst. Ich werde alles für dich tun, solange ich es mit dir zusammen tun kann.« Er öffnete die Schachtel, und ich starrte den birnenförmigen Diamantsolitär ehrfürchtig an. »Willst du mich heiraten?«

Als ich den Ring erblickte, der einmal meiner Mutter gehört hatte, bekam ich sofort feuchte Augen. Er musste schon vor Wochen mit meinem Vater gesprochen haben, um den Ring aus unserem Bankschließfach in Colorado zu bekommen.

»Das ist der Ring meiner Mutter.« Ich schluckte, weil die Tränen drohten überzulaufen. »Du gibst mir den Ring meiner Mutter.«

»Das war der einzig passende Ring für dich.« Er lächelte zu mir hoch, bevor er eine Augenbraue hob. »Also, was denkst du? Willst du die Ewigkeit mit mir verbringen?«

»Ja.« Ich kniete mich vor ihn auf den Boden. »Ja, ich heirate dich. Und Ja zur Ewigkeit.«

Er hielt meine zitternden Hände in seinen und steckte mir den Ring an den Finger.

»Ich liebe dich, Maddie.« Schwungvoll nahm er mich für einen heißen Kuss in die Arme, bevor er mich hochzog und mich noch einmal herumwirbelte.

Nun konnte ich die Tränen nicht länger zurückhalten. Es war mir völlig egal, wer sie sah. Das letzte Jahr war sehr arbeitsreich gewesen, es hatte eine Menge Höhen und Tiefen gegeben, aber mit Jake an meiner Seite war es das alles wert gewesen.

»Ich liebe dich, Jake.«

DANKSAGUNG

Es gibt Zeiten, da fließt ein Buch so schnell aus einer Autorin heraus, dass sie kaum weiß, was sie eigentlich geschrieben hat. Und dann gibt es Bücher, die mühsam unter Blut, Schweiß und Tränen geschrieben werden.

Bedmates ist eins dieser Bücher. Das liegt nicht daran, dass ich die Geschichte oder die Charaktere nicht geliebt hätte, sondern genau weil ich das alles so sehr geliebt habe, war es so schwer. Dies ist ein echtes Werk der Liebe.

Jake und Maddie haben mich seit Jahren begleitet, sind mir schon lange im Kopf herumgespukt, und ich bin so dankbar, dass ich die Möglichkeit habe, ihre Geschichte mit euch zu teilen. Mein Dank geht an die Leute, die das möglich gemacht haben.

Ein riesiges Dankeschön gilt meiner Agentin, Rebecca Friedman, und meiner Lektorin, Tessa Woodward, für ihre engelsgleiche Geduld. Ich bin überrascht, dass sie nicht nach Georgia gefahren sind und mir das Manuskript aus den Fingern gerissen haben. Ich konnte nicht loslassen.

Wie immer muss ich meinem Mann danken. Seine Geduld und sein Verständnis sind meine Rettungsleine, wenn ich einen panischen Autorenmoment habe. Ein riesiger Dank geht an meine Tochter, die mich immer daran erinnert, dass es im Leben mehr als die fiktiven Charaktere in meinem Kopf gibt.

Vielen Dank an all meine Freunde und meine Familie, die mich unterstützt haben, während ich meinen Traum verfolgt habe. *American Royals – Wer wir auch sind* ist mein zehnter veröffentlichter Roman, und das ist ein unglaubliches Gefühl.

Danke auch an all die Leserinnen, die mich und meine Bücher unterstützen. Ohne euch würde niemand die

Charaktere kennenlernen, die mich nachts nicht schlafen lassen. Ihr macht das alles möglich.

Die Autorin



© Krisha Craven Photography

Nichole Chase ist eine amerikanische Liebesromanautorin, deren Bücher es regelmäßig auf die *New-York-Times*- und die *USA-Today*-Bestsellerliste schaffen. Sie lebt mit ihrer Familie, zwei Hunden, zwei Katzen und einer Schildkröte in Georgia. Wenn sie gerade nicht schreibt, findet man sie beim Lesen oder einem ihrer zahlreichen DIY-Projekte. Weitere Informationen unter: www.nicholechase.com